

Werner Zöhl über seine Bilder

Nach einem Film und Interview im Norddeutschen Rundfunk im August 1979

Warum ich male

Ich male, weil es mich treibt, Bilder zu machen. Nie ist das Malen für mich eine akademische Angelegenheit gewesen, immer schon habe ich zu malen gesucht, selbst während der Kriegsgefangenschaft in einer Nissenhütte. Schon in der Schule als ich so zwischen 10 und 13 Jahre alt war, habe ich gemalt. Im Alter von 15 - 16 Jahren hatte ich dann einen besonders intensiven Kontakt zu meinem Lehrer auf dem Gymnasium Prof. Erwin Hahs, der selbst expressionistisch malte und von den Nationalsozialisten aus politischen Gründen von der Kunstschule - der Burg Giebichenstein – verwiesen worden war. Er hat mir viel aus der Tradition der Malerei gezeigt und mir vorgemacht, wie durch ein paar Striche an der richtigen Stelle ein Bild sich ändern und in Ordnung kommen kann. Er nahm mir die Illusion, dass man das gleich großartig können muss und nahm mich mit meinem Interesse ernst, obwohl ich doch noch keine Leistungen vorzuweisen hatte. Er war ein ganz ungewöhnlicher Lehrer und passte gar nicht in das normale Lehrerkollegium. Niemand hat in der Zukunft einen derart starken Eindruck auf mich gemacht. Diese Beziehung entwickelte sich immer mehr zu einer engen Freundschaft, die bis zum Ende seines Lebens bestand. Hernach habe ich aus eigener Erfahrung mit dem Malen gelernt, denn mit 17 Jahren wurde ich Soldat und mit 21 Jahren kam ich aus der englischen Kriegsgefangenschaft zurück. Ich begann als ein Maurerlehrling auf dem Bau, der abends für sich malte. Viel gelernt habe ich in dieser Zeit aus Gesprächen mit befreundeten Malern und anderen Freunden über Bilder und über Kunst und aus intensiver Betrachtung moderner Malerei. Zu allen Zeiten hat Kunst versucht, etwas aus dem Lebensgefühl der Zeit transparent zu machen. Aber heute gilt in besonderer Weise, dass jeder Maler nur von seinem Standpunkt ausgehen und ihn – sei er leise oder laut – klarzumachen versuchen kann, ohne darauf zu schielen, was Erfolg verspricht. Ich versuche, ehrlich mit mir selbst zu sein und die Bilder zu malen, die ich selbst will. Später, wenn ausreichend Bilder vorhanden und Vergleiche wirklich möglich sind, wird man besser wissen, was mit der eigenen Person verbunden und darum beständig ist. Ich bin kein Avantgarde-Maler, der etwas ganz Neues, nie Gesehenes produzieren will. Wer das Neue bei mir sehen will, der muss schon genau hinsehen. Was ich bedaure ist, dass man die Traditionsfäden gekappt hat, indem man das ganz Neue will, obschon es doch nur Schritt für Schritt weitergehen kann. Dieser Bruch erschwert auch den originalen Zugang zur Kunst, weil das, was Menschen wissen, plötzlich nicht mehr verwertbar sein soll. Große Kunst steht aber immer in Verbindung zu Tradition. Auch Picasso hat sie.

Äußerer Eindruck und Eigengestalt des Bildes

Ein Anlass zum Malen ist für mich die Landschaft. Es ist freilich nicht die Realität der Landschaft wie zum Beispiel hier in Fischerhude, so wie Heimatmaler sie gesehen haben. Mich interessiert sie in übertragener Form. Der äußere Eindruck ist für mich nur Anlass. Wie das dann aussieht, weiß ich erst, wenn ich male, nicht vorher. Deshalb führt das Malen von der Realitätserfahrung weit weg zu Bildern, die wie Gedichte sind, Metaphern für etwas Erlebtes. Den Eindruck einer Landschaft auf einem Spaziergang setze ich um, indem ich ein Bild erfinde. Auch das, was ich am Mittelmeer erlebt

habe, male ich hier. Das Licht des Südens, das die Landschaft ausmachte, wird durch das Erinnern inneres Licht. In meinen Bildern versuche ich, Räume - Bildräume - zu erzeugen, die die Dinge durchsichtig machen und sie zugleich verdichten, so dass mit Hilfe verschiedener Motive eigene Bildräume entstehen, die sich sozusagen von Teil zu Teil anders öffnen und doch wieder zu einem Ganzen zusammenwachsen.

Das Entstehen eines Bildes

Selbstverständlich habe ich einen Plan, wenn ich mit einem Bild beginne, der aber ändert sich während des Malprozesses. Die sich beim Malen entwickelnde Formenwelt gehorcht dem Gesetz nach dem man angefangen hat. Die Ordnung, die so entsteht, ist für den Maler ein gewisser Zwang. Mit der Farbe, die ich zuerst auftrage, bin ich für einen anderen Teil des Bildes schon festgelegt, und wenn ich den Farbwert andere oder ihn ganz wegnehme, ändern sich die Gewichte des gesamten Bildes. Jener Zusammenhang zwischen Zwang und Freiheit, in der man an einem Bild arbeitet ist es, der die Architektur des Bildes zustande kommen lässt. Man ist dabei zugleich und vor allem mit sich selbst beschäftigt. In der Entwicklung der Malerei verhielt es sich immer so: Das farbliche Fluidum eines Bildes kann man nicht lernen, das bringt man mit. Es gibt Hunderte Arten von Grün – doch entscheidend ist die Nuance dieses bestimmten Grüns. Und diese Nuance zu setzen und zu treffen, das ist in allen Bildern, die in Jahrhunderten gemacht wurden, immer die Sache eines einzelnen Malers gewesen.

Kunst und Absicht – oder: Die Offenheit des Bildes

Man kann nicht seinen inneren Zustand ins Bild umsetzen – man kann nur versuchen, aus allem heraus, was die eigene Person ausmacht, Bilder zu machen. Das ist aber eben nicht Absicht, sondern nur das Bemühen, in seinen Bildern selbst in Erscheinung zu treten. Ob der Maler wahrhaftig ist in dem, was er produziert, weiß er nur selber. Die Bewertung dessen, was er schafft, muss er dem Betrachter überlassen. In jedem Bilde sollte also Offenheit sein, denn wäre es völlig festgelegt, hätte es plakativen Charakter oder wäre gar wie ein Pamphlet. Ein geschlossenes Bild mit einer eindeutigen, vorzeigbaren Botschaft ist schnell angesehen, vergeht aber auch schnell und hat keine nachhaltige Wirkung. Bei allen großen Bildern der Kunstgeschichte finde ich diese Offenheit, die Möglichkeit, darin zu verweilen und sich selbst einzubringen. Das ist nicht abhängig vom Motiv, sondern von der Art wie es gemacht ist – im formalen Bildaufbau und in der farblichen Intonation. Agitatorische Bilder sind langweilig; sie reizen die Phantasie nicht und sind das Ende künstlerischer Arbeit.

Tiere, Pflanzen, Menschen und Gegenstände auf eine Ebene, in ein teppichhaftes Gewebe zubringen, so dass sie miteinander eine Welt darstellen, ist das, was ich erreichen möchte. Diesen Zusammenhang darzustellen, wo der Mensch sich als ein Teil der Welt fühlt, erscheint mir gerade heute, wo dieses Bewusstsein gefährdet ist, wieder ein Thema zu sein. Doch ist diese Absicht nicht programmatisch zu verstehen. Es ist der Kommentar des Betrachters, der ich ja vor meinem fertigen Bild auch bin, wenn ich sehe, was da über diese meine Absicht hinaus vorhanden ist. Darauf kommt es einzig an, dass in einem Bild mehr vorhanden ist als die Absicht des Malers. Nur wenn Bilder für sich selbst sprechen können, lösen sie auch beim Betrachter etwas aus.

Man kann nicht erwarten, dass man das Gültige für alle schafft: Nicht das Bild, in welchem alle zu Hause sind und sich wieder finden können. Früher war ein Bild eher umgeben von einer gemeinsamen Weltsicht. Ein Altarbild mit einer Kreuzigung fand viele Interpreten, für jede Kleinigkeit gab es eine Deutung, man erlebte das Bild gemeinsam. Heute kann niemand eine Antwort finden, die alle verstehen. Man muss es deshalb dem Betrachter überlassen, ob er einen Traum, seinen Traum unterbringen kann oder nicht. Nie werden sich alle in einem Bild wiederfinden. Wer aber versucht, die Wege des Bildes, die der Maler beim Malen selbstgegangen ist, mitzugehen, wird einen Zugang finden. Eine falsche Art, mit Bildern umzugehen ist die, es sofort zu kennen. Der Betrachter sollte beim Sehen mit produzieren, je nach Veranlagung und Temperament und nicht fragen, was könnte dies oder das bedeuten, was müsste ich wissen, was kann ich vielleicht gar nicht begreifen. Es ist darum überflüssig, viel über Bilder zu sagen, denn keiner sollte auf eine bestimmte Deutung festgelegt sein, er sollte mit Formen und Farben spielen können und keine Angst davor haben, damit etwas zu tun, was der Maler gar nicht gewollt hat. Worauf es ankommt ist, mit der Phantasie über die Erfahrungsgrenzen hinauszugehen.

Die Kunst soll das Ding an sich herstellen, das Unbegreifliche. Aber die Kunst soll die Dinge weder als selbstverständlich – gefühlsmäßig Anklang findend – noch als unbegreiflich darstellen, sondern als begreiflich, aber noch nicht begriffen.

Berthold Brecht